



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bluhm, Agnes: Demobilisierung der weiblichen industriellen Armee

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Demobilisierung der weiblichen industriellen Armee

Von Dr. Agnes Blühm



abricare necesse est; vivere necesse non est. Fabrizieren ist notwendig; leben ist nicht notwendig. Diese Umwandlung erfuhr das berühmte Wort des Pompeius vor Jahren durch einen Berichterstatter auf dem 14. Kongreß der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in Hagen i. W. Man sollte meinen, daß der Krieg, der mit so mancher irrigen Vorstellung gründlich aufgeräumt hat, uns auch den Weg hätte zurückfinden lassen zu der alten, durch die Geschichte erhärteten Wahrheit, daß Dasein und Macht der Völker nicht in erster Linie von ihren wirtschaftlichen Gütern, sondern von dem organischen Gut abhängig sind, das in den einzelnen Volksgenossen verkörpert ist. Dem ist aber leider nicht so. In dem vom Ausschuß für Kleinkinderfürsorge im Oktober 1917 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Lehrgang warnte ein Diskussionsredner im Interesse der Industrie davor, die vorgeschlagenen Erziehungsbeihilfen für kinderreiche Familien so hoch zu bemessen, daß die Mütter zahlreicher Kinder es nicht nötig hätten auf Arbeit zu gehen. Zwar heißt es in dem soeben erschienenen Bericht: „Der größte Teil der Anwesenden stand aber auf dem Standpunkt, daß die Vertreter der Kinderfürsorge in diesem Punkt den Forderungen der Industrie nicht allzuweit entgegenkommen dürfen“. Es ist indessen zu fürchten, daß der betreffende Redner außerhalb der Frankfurter Versammlung viele Gesinnungsgenossen hat, die ihren nicht zu unterschätzenden Einfluß bei der Gestaltung der Frauenarbeit in der Übergangszeit von den Kriegs- zu Friedensverhältnissen in seinem Sinne geltend machen werden.

Den kinderreichen Müttern darf es nicht zu gut gehen; sie müssen auch in Zukunft unter dem Zwange zu außerhäuslichem Verdienst verbleiben! Ein solcher Ausspruch fällt in einer Zeit, in der das Wort „Bevölkerungspolitik“ in jedermanns Munde ist. Eng beieinander wohnen die Gedanken; doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Ich kann es getrost dem Leser überlassen, sich ein Bild von der körperlichen, sittlichen und seelischen Not kinderreicher Familien zu machen, in denen die Mutter von früh bis spät außer dem Hause ist und die Kleinen der Pflege meist noch schulpflichtiger älterer Geschwister überlassen muß. Wer Augen zu sehen hat, hat es oft genug mitangesehen. Ich beschränke mich deshalb darauf, vom Standpunkt des Rassenbiologen und Sozialhygienikers Einspruch zu erheben gegen einen derartigen Raubbau am höchsten Gute der Nation.

Man hört des öfteren, daß die Bedeutung der Kriegsverluste für die Zukunft unseres Volkes nicht zu hoch eingeschätzt werden dürfe, da die Erfahrung gezeigt habe, daß die Geburtenziffer nach einem Kriege erheblich zu steigen pflegt; und man beruft sich im besonderen auf den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. Man übersieht dabei, daß der damalige Krieg in eine Periode wachsender Geburtenziffern fiel, der heutige in eine solche mit absteigender Tendenz. Zwischen beiden Kriegen liegt die Einbürgerung der willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl. Die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege werden diese trotz des neuen Gesetzes zur Bekämpfung des Geburtenrückganges beträchtlich fördern. Auch der Trost, durch weitere Herabminderung der Sterblichkeit einen Bevölkerungszuwachs herbeiführen zu können, ist heute nur noch in sehr geringem Maße am Platze. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Dem Sinken der Sterblichkeitsziffer ist eine natürliche Grenze gesteckt, der wir uns mit 15,8 vom Tausend der Einwohner im Jahr 1913 schon beträchtlich genähert haben. Setzt doch nach Oldenberg bei einer wachsenden Bevölkerung eine Sterbeziffer von 12 vom Tausend die „phantastische Annahme einer durchschnittlich siebenjährigen Lebensdauer“ voraus. Eine vernünftige Bevölkerungspolitik muß deshalb in erster Linie die Kindererzeugung, wenn auch durchaus nicht wahllos, sondern unter Begünstigung der erblichen

Tüchtigkeit, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln fördern. Obenan steht der Schutz der Mütter.

Gewiß kommt es zuweilen vor, daß eine stark herabgekommene Mutter zur Überraschung der Umgebung ein wohlgenährtes Kind zur Welt bringt. Das Kind ist eben ein Parasit, der auf Kosten seines Wirtes lebt. Trotzdem darf der Zustand der Mutter nicht als zu vernachlässigende Größe behandelt werden, sondern ist vielmehr von hoher Bedeutung für die Hervorbringung und Aufzucht der Nachkommenschaft. Eine Nation, die ihren Müttern den Schutz versagt, und ihre Güter auf Kosten des weiblichen Geschlechtes erzeugt, lebt vom lebendigen Kapital und verarmt trotz allen aufgestapelten Reichtums. Mutterschaft und Beruf vertragen sich nur in Ausnahmefällen miteinander. Fabrikarbeit und Erfüllung der natürlichen Gattungspflichten stehen in schroffem Gegensatz zueinander.

Wir sind nicht in der Lage, den Endzweck des Naturgeschehens zu erfassen; aber wir vermögen einige wenige Grundsätze zu erkennen, unter denen sich dieses Geschehen vollzieht. So wird die gesamte Lebewelt unseres Planeten beherrscht von dem Prinzip der Erhaltung der Gattung. Der erwähnte Parasitismus der menschlichen Frucht, der unter Umständen bis zur Aufopferung der Mutter geht, ist ein Beispiel dafür. Andererseits hängt es offenbar gleichfalls mit diesem Prinzip zusammen, daß dem weiblichen Geschlecht, welches im Gattungsprozeß eine so viel wichtigere Rolle spielt als das männliche, eine größere Lebenskraft verliehen ist als diesem; es besitzt eine stärkere Widerstandskraft gegen den Tod. Daß im frühen Kindesalter mehr Knaben als Mädchen sterben, ist bekannt; weniger bekannt ist es, daß sich auch unter den vorzeitig absterbenden Früchten weit mehr männliche als weibliche befinden. Fritz Lenz hat es wahrscheinlich gemacht, daß das männliche Geschlecht mit mehr krankhaften Erbanlagen belastet ist als das weibliche. Die Ansprüche, welche der Gattungsprozeß an den weiblichen Körper stellt, setzen nun dessen Widerstandskraft erheblich herab. Kommt dann die industrielle Arbeit hinzu, so verschärft sich diese Verminderung. Den Beweis hierfür habe ich an der Hand der amtlichen Statistik der Leipziger Ortskrankenkasse erbringen können durch Kurven, welche die Sterbe- und Erkrankungs Häufigkeit der weiblichen mit derjenigen der männlichen Kassennmitglieder vergleichen*). Besonders lehrreich ist eine Kurve, welche die Sterblichkeit der Leipziger Arbeiterinnen derjenigen der weiblichen Reichsbevölkerung in den verschiedenen Altersklassen gegenüberstellt. Setzen wir letztere = 100, so beträgt die erstere im 5. und 6. Jahrzehnt, also in der Hauptfortpflanzungsperiode, 108 bzw. 109 und zwischen 44 und 50 Jahren, also im kritischen Alter der Frau, 105; in den übrigen Altersklassen bleibt sie dagegen weit hinter derjenigen der weiblichen Reichsbevölkerung zurück. Die Arbeiterinnen stellen demnach bezüglich ihrer ererbten Konstitution einen günstigen Ausschnitt aus der letzteren dar. Ihre Übersterblichkeit in den betreffenden Altersklassen kann also nur durch das Zusammentreffen von Industriearbeit und Gattungsleistungen bedingt sein.

Ebenso wie die Gattungstätigkeit die Frau widerstandsloser macht gegenüber den Schäden der gewerblichen Arbeit, ebenso — und das ist im vorliegenden Zusammenhang das wichtigere — schädigt umgekehrt diese Arbeit die Gattungsleistung der Frau. Auch hierfür liefert die erwähnte Statistik das Beweismaterial. Indem sie die versicherungspflichtigen und die nur versicherungsberechtigten Mitglieder getrennt behandelt, ermöglicht sie einen Vergleich zwischen der Fortpflanzungstätigkeit der erwerbstätigen und der nichterwerbstätigen Frauen. Von je 100 Wöchnerinnen der ersten Rubrik erlitten Schwangerschaftskrankheiten 5,50; Fehlgeburten 15,50, Frühgeburten 1,7, den Tod im Wochenbett 0,32; bei der letzteren lauten die entsprechenden Zahlen 2,10, 2,30, 0,30 und 0,25. Sicherlich ist ein Teil der Fehlgeburten bei den Pflichtmitgliedern auf verbrecherische Handlungen zurückzuführen. Das gilt aber nicht für die Frühgeburten, bei denen sich die Frucht ja bereits in lebensfähigem Alter befindet.

*) Wehls Handbuch der Hygiene, II. Aufl. Bieferung 17. Leipzig, Ambrosius Barth, 1914.

Daß sie bei den Pflichtmitgliedern fünf- bis sechsmal so häufig sind als bei den nicht erwerbstätigen freiwillig Versicherten, weist mit Notwendigkeit auf den ungünstigen Einfluß der Arbeit hin. Die Zahl der Fehlgeburten bei den Industriearbeiterinnen hat nun in der Kriegszeit in geradezu erschreckendem Maße zugenommen, wie der Jahresbericht einer großen Berliner Betriebskrankenkasse zeigt. Dabei spielen verbrecherische Eingriffe sicherlich eine große Rolle, aber nicht nur, wie man meinen sollte, bei den ledigen, sondern in ungeahntem Maße auch bei den verheirateten Arbeiterinnen. So standen bei den verheirateten Mitgliedern im Jahre 1915 100 zu normaler Zeit erfolgenden Geburtsfällen 47,43 Fehlgeburten gegenüber und 1916 sogar 64,29! Bei den Ledigen lauten die entsprechenden Zahlen 73,56 und 57,61. Hier ist also im letzten Berichtsjahr die Zahl der Fehlgeburten sogar geringer gewesen als bei den Ehefrauen. Unter Berücksichtigung des Versicherungsverhältnisses ergibt sich, daß bei den erwerbstätigen Pflichtmitgliedern (ledige und verheiratete zusammengerechnet) das Verhältnis der rechtzeitigen Geburtsfälle zu den Fehlgeburten sich wie 100 : 190! stellt. Diese Arbeiterinnenklasse weist also beinahe doppelt soviel Fehlgeburten wie Geburten auf. Bei den nicht erwerbstätigen freiwillig Versicherten entsprechen dagegen 100 rechtzeitigen nur 4,75 Fehlgeburten, trotzdem in dieser Klasse sich die Zahl der ledigen Mütter zu derjenigen der verheirateten wie 2 : 3 verhält, also auch hier, wie man meinen sollte, der Anreiz zur Beseitigung der Schwangerschaft in ziemlich großem Umfang vorhanden ist. Man könnte geneigt sein, hieraus zu schließen, daß bei den Versicherungspflichtigen in erster Linie nicht der freie Wille, sondern die anstrengende Arbeit zur Fehlgeburt geführt hat. Aber selbst wenn wir das Umgekehrte annehmen wollten, bleibt die entfittlichende Wirkung der Erwerbstätigkeit bestehen. Fügen wir noch hinzu, daß von 103 (natürlichen) Todesfällen weiblicher Rassenmitglieder 15, das sind 14,56 Prozent im Anschluß an eine Fehlgeburt erfolgen, und daß nach ärztlicher Erfahrung viele, Unfruchtbarkeit bedingende Frauenleiden von einer Fehlgeburt ihren Ausgang nehmen, so vervollständigt sich damit das Bild von der verheerenden Einwirkung der industriellen Arbeit auf die Geschlechtsfähigkeit der Frau.

Hinzu kommt der ungünstige Einfluß, den diese Arbeit auf die Kinder selbst ausübt. Das Gewicht der Neugeborenen ist erfahrungsgemäß für deren weitere Entwicklung von Bedeutung. Dasselbe hängt in erheblichem Maße ab von der Schonzeit, welche die Mutter vor der Entbindung genießt. Die Fabrikarbeiterin kann aber im Höchstfall nur 14 Tage vor der Geburt auf Grund der Gefährdung Arbeitsruhe beanspruchen. Ihre Kinder zeigen dementsprechend ein verhältnismäßig geringes Geburtsgewicht und entbehren damit einen gewissen Schutz namentlich in den stark bedrohten ersten Lebensmonaten. Ihre Gefährdung erhöht sich durch den Mangel an natürlicher Nahrung; denn die tagsüber außer dem Hause tätige Mutter ist in den seltensten Fällen in der Lage, ihrer Stillpflicht im vollen, natürlichen Umfange nachzukommen. So kommt es, daß in dem stark industriellen Königreich Sachsen die Säuglingssterblichkeit viel höher ist, als in Ländern mit geringerer weiblicher Industriearbeit und daß sie, wie Prinzing*) gezeigt hat, in den verschiedenen Amtshauptmannschaften mit der Zahl der arbeitenden Frauen ansteigt. So betrug sie, um nur ein Beispiel herauszugreifen, im Durchschnitt der Jahre 1890 bis 1895 in der A. S. Kamenz, wo nur 43,6 von tausend Frauen in Fabriken beschäftigt waren, 21,7 Prozent; in der A. S. Zwickau dagegen bei 186,3 vom Tausend Fabrikarbeiterinnen 29,9 Prozent. Aus Plauen wurde seinerzeit berichtet, daß, während die Gesamtsterblichkeit erheblich abnahm, die Säuglingssterblichkeit mit der Zunahme der Fabriken stieg.

Stillhäufigkeit und Stilldauer beeinflussen aber nicht nur die Säuglingssterblichkeit, sondern auch die weitere körperliche Entwicklung der Kinder. Mangel an natürlicher Nahrung im Säuglingsalter begünstigt die Entwicklung der Rachitis (sogenannte englische Krankheit); und diese sich vorwiegend am Knorpelsystem ab-

*) Medizinische Statistik. Jena 1906.

spielende Krankheit bewirkt häufig Beckenverengung, die wiederum bei der Geburt Mutter und Kind gefährdet. So wirkt die industrielle Tätigkeit der Frau, indem sie diese an ausgiebigem Stillen hindert, nicht nur dezimierend auf deren unmittelbare Nachkommenschaft, sondern sie kann noch ihren Enkeln zum Verhängnis werden. Darum sollten nach dem Friedensschluß in erster Linie die verheirateten Industriearbeiterinnen in möglichst weitem Umfang demobilisiert werden. Da dies zwangsweise nicht geschehen kann, so müssen im Gegensatz zu dem Diskussionsredner der Frankfurter Tagung für Kleinkinderfürsorge die Mütter so gestellt werden, daß sie es nicht nötig haben, auf Arbeit zu gehen.

Aber auch die unverheiratete Frau, die zukünftige Mutter ist durch den Krieg in Erwerbstätigkeiten hineingezogen worden, denen der weibliche Organismus nicht gewachsen ist. Leider ist es nicht möglich, sich ein klares und vollständiges Bild davon zu machen, wie diese neuen Berufe auf den weiblichen Körper einwirken. Die Krankenkassenstatistik versagt hier fast vollständig. Einmal ist es unmöglich, von einzelnen Klassen überhaupt Material zu bekommen, z. B. von der Berliner Straßenbahngesellschaft, was ganz besonders wichtig wäre; ferner aber wird das Zahlenbild durch Einflüsse wirtschaftlicher Natur vollkommen verzerrt.

Ich habe auf Ansuchen der Zentralstelle zur Förderung der Arbeiterinneninteressen (Seiterin: Margarete Friedenthal) Krankenkassenstatistiken aus einer größeren Anzahl deutscher Städte auf die betreffende Frage hin durchgesehen. Überall begegnen wir der merkwürdigen Erscheinung, daß bereits 1914, vor allem aber 1915 die Kurve der Erkrankungshäufigkeit stark sinkt. Da es vollkommen ausgeschlossen ist, daß das weibliche Geschlecht in der Kriegszeit plötzlich widerstandsfähiger geworden ist, oder daß die neuen Beschäftigungen besonders gesundheitsfördernd wirken, derart, daß die Frauen trotz aller körperlichen Entbehrungen und der langen seelischen Spannung seltener erkranken als früher, so kann es sich nur darum handeln, daß die Arbeiterinnen sich, da die Versicherung ihnen den hohen Lohn ja nur teilweise ersetzt, angesichts der allgemeinen Teuerung seltener krank melden als früher, und daß vielleicht auch die Ärzte in einer Zeit, in der das Vaterland der äußersten Anspannung aller Hilfskräfte bedarf, weniger leicht als früher geneigt sind, die Arbeitsunfähigkeit zu besätigen. Diese Auffassung wird in höchstem Grade wahrscheinlich gemacht durch die Tatsache, daß 1916 bei allen Klassen die Erkrankungshäufigkeit der Frauen wieder zu steigen beginnt. Das Unterdrücken krankhafter Zustände geht eben nur bis zu einem gewissen Grade. Ist dieser überschritten, so tritt ein Rückschlag ein, und die Widerstandskraft des Organismus versagt in verstärktem Maße. Für 1917 liegt das Material leider noch nicht vor. Wir haben für dieses Jahr ein weiteres Ansteigen der Erkrankungsziffer zu erwarten.

Gibt uns somit die Krankenkassenstatistik keine deutliche Antwort auf die Frage, welche neu hinzugetretenen Beschäftigungen dem weiblichen Organismus besonders unzutraglich sind, so weisen doch einige Zahlen darauf hin, daß innerhalb der Berufsgruppe „Metallverarbeitung“ die Frauen heute größeren Schädlichkeiten preisgegeben sind als früher. Und was die einzelnen Krankheiten anbetrifft, so hat sich im Kriege das Verhältnis des männlichen und weiblichen Anteiles an den Krankheiten der Atmungsorgane (ausschließlich Tuberkulose) vollkommen verschoben. Früher erkrankten die Männer häufiger daran, jetzt die Frauen. Es ist dies nur dadurch zu erklären, daß das weibliche Geschlecht wahrscheinlich empfindlicher gegenüber den auf die Atmungsorgane wirkenden Schädlichkeiten ist, aber früher diesen Schädlichkeiten viel weniger ausgesetzt war als die Männer.

Die erwähnte Zentralstelle für Arbeiterinneninteressen ist, da die Krankenkassenstatistik allein nicht zum Ziele führt, in dankenswerter Weise bemüht, noch auf anderen Wegen zu erforschen, aus welchen industriellen Beschäftigungen die Frauen bereits in der Übergangszeit im Interesse des Volkswohles ausgeschaltet werden müssen. Möge ihr dabei Erfolg beschieden sein!

„Wird in einem Volke die Mutterschaft schwach, so nützt alle übrige Kultur nichts mehr. Das Sinken der Mütter ist der Niedergang an sich, der Sturz ins

Greisenalter der Völker.“ Dieses vortreffliche Wort Friedrich Naumanns sollte denjenigen als Leitstern dienen, welche nach Friedensschluß über die Demobilisierung der weiblichen industriellen Armee zu entscheiden haben. Nicht nur wirtschaftliche (Freimachen der Arbeitsplätze für den heimkehrenden Mann), sondern vor allem rassenhygienische Gründe sind es, welche zu einem umfangreichen Ausscheiden der Frauen aus der im Kriege in höchst anerkannter Weise übernommenen gewerblichen Arbeit zwingen.



Randglossen zum Tage

An den Herausgeber



Is wir noch Kinder waren, sehr geehrter Herr, und unsere Kenntnisse nur aus den Märchenbüchern schöpften, da war die Sache ganz einfach. Da gab es zwar gute und böse Könige, aber ob man sie liebte oder fürchtete, sie waren unterschiedslos von der Übermenschlichkeits-Mystik des Königtums umwoben. Das kam daher, daß sie stets die Krone auf dem Kopfe trugen, mochte es regnen oder die Sonne scheinen, und daß es in den Märchen keine Parlamente und keine Zeitungen gab und die Zwischenstufen fehlten, die heute vom Staatsbürger zum König überleiten, also daß die ungeheure, Ehrfurcht einslözende Klust nicht mehr da ist. Während wir heranwuchsen und viel lernten, gingen in uns und um uns Dinge vor, die die Sache mit den Königen sehr komplizierten. Wir lernten die philosophische Lupe handhaben und neben anderen Begriffen auch das Königtum unter die Linse legen, wir guckten mit dem Operngucker der Presse in die Königspaläste und sahen, daß die Monarchen die Krone auch hie und da ablegten und sich in den Hemdsärmeln menschlicher Schwächen zeigten. Man stellte uns auf dem politischen Spielplatz einen Mann hin, der Minister genannt wurde und nach dem wir je nach der Witterung mit Schneebällen oder Steinen werfen durften, wenn unsere unzufriedenen Gemüter wünschten, daß der König etwas tue oder unterlasse. So wurden wir groß und ganz gescheit und sehr respektlos und glaubten nicht mehr an den Märchenkönig, der in seiner Güte oder Bosheit so unerreichbar über allen Menschen stand. Und dann kam der Krieg und ein paar Könige nahmen betrübt ihre Krone vom Kopf, zogen ihren Purpurmantel aus und wurden ganz gewöhnliche Menschen, und darunter war der einzige noch existierende, der mit wirklich märchenhafter Macht seine Untertanen in den finstern Kerker zu werfen pflegte und allem Menschlichen entrückt so recht das Dasein des bösen Königs im Märchen führte. Die royalistische Mystik verlor ihr größtes Revier. Nun wackelt wieder eine Krone bedenklich, obwohl hilfsbereite Hände den Träger bei dem Versuch, sie festzuhalten, unterstützt haben. Ferdinand, der Weinerliche, ist der Träger, ein König, von dem man sagen kann, daß sein Charakterbild in der Geschichte viel weniger schwankt, als er selbst, wenn er ein bißchen was getrunken hat. Die Behauptung, daß er die berühmte Definition erfunden habe, „ein Mann ist betrunken, wenn er nicht mehr auf dem Boden liegen kann, ohne sich festzuhalten“, ist vielleicht apokryph, aber daß er auf die Wein- und Litorpreise Rumäniens stark zu wirken pflegt, steht fest. Dem Mittelstand unter den Königen gereicht er nicht zur Zierde und man kann es denjenigen seiner Untertanen, die den Segen seines erleuchteten Waltens genossen haben und nicht durch englisches oder